

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 9

Artikel: Herzen in Not! [Schluss]
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herzen in Not!



Roman

Von Emil Schibli

Emil Schibli

(Schluss) Am frühen Nachmittag ging Bosshard den schönen Spazierweg am See entlang. Die Stille tat ihm mächtig wohl. Er begegnete keinem Menschen, ganz versunken undträumend schritt er langsam dahin. Zur rechten Hand standen Buchen an einem Hang entlang, und die untersten Bäume überdachten den Wanderer mit gelb und rotbraun gewordenen Blättern; zur linken Hand, ganz nahe, plätscheren die Wellen des Sees ans Ufer. Von den Zweigen der Bäume tropfte es mit leisem Singsang in immer gleichem Tone.

Ueber dem See lag dichter Nebel. Dadurch wurde für Bosshard die Einsamkeit und Stille noch eindringlicher und wohltuender.

Nach einer halben Stunde war er am Ziele seiner Wanderung. Er betrat ein kleines Bauernhaus, dicht am See gelegen. Die beiden Frauen sassen im Stübchen und strickten; sie waren über die Ankunft des Gastes sehr erstaunt, weil er, vor kurzem erst, ihnen von seinen italienischen Reiseplänen geschrieben hatte. Indessen nahmen sie

an, er wolle hier bei ihnen am See nur Einkehr halten und dann bald mit der Eisenbahn bis an die Landesgrenze weiter fahren.

Beim Kaffeetrinken redete man davon.

Da sagte Alfred zu den Frauen: « Nein, ich habe meinen Plan geändert und will vorerst ein wenig hier bleiben. »

Als die Mutter ihn dann fragte, wie es denn in Eglach her- und zugehe, gab er ihr Bescheid und meinte, sie hätten jedenfalls wohl daran getan, sich hier niederzulassen, wo sie in Frieden leben könnten, was man in Eglach nicht tun

könne. Er selber habe nun auch im Sinne, die Gemeinde zu verlassen und ein ruhigeres Plätzchen zu suchen. Am liebsten wäre ihm ein ganz einsames, menschenabgelegenes Schulhäuschen. Sobald er so etwas finde, packe er seine sieben Sachen in Eglach zusammen.

Nach einer Weile sagte die Mutter, sie wolle noch ins Dörfchen hinauf, einige Sachen einkaufen gehen.

Als Alfred nun mit Anna allein im Stübchen war, fragte er sie: «Habt ihr Honegger all euer Geld überlassen?»

«Nein. Warum?» sagte Anna. «Tausend Franken haben wir in bar behalten und fünftausend auf einem Büchlein bei der Kantonalbank.»

«So», sagte Alfred. «Dann ist es ja gar nicht so schlimm.»

«Was?» fragte Anna.

«Dass Honegger dein Geld verspekulierte hat», sagte Alfred.

Anna schwieg eine Weile.

Dann lächelte sie.

«So, so», sagte sie. «Solche Hiobsbotschaften bringst du! Ach, mir ist es gleich. Ich hatte keine Freude an dem Gelde. Aber für die Mutter wird es eine schlimme Nachricht sein.»

«Ja, das dachte ich auch», sagte Alfred. «Deswegen bin ich gekommen.»

«Ja, das ist gut», sagte Anna. «Ich bin froh, dass du gekommen bist.»

Es wurde dunkel. Vor den Fenstern lag der Nebel wie eine graue Wand. Anna zündete die Lampe an und zog die Vorhänge zu.

«Und wie geht es dir?» fragte der Bruder.

Anna sah lächelnd zu ihm herüber.

«Danke», sagte sie. «Am Leibe geht es mir gut. Aber ich muss täglich mit

mir kämpfen und allen guten Willen zusammen nehmen, dass ich das ungeborene Würmlein nicht hasse. Es ist Spöhndleins Kind. Ich glaube, ich hasse mich in dem Kinde. Aber ich kann dir das nicht so sagen, Alfred. Mein grösstes Glück sind die Briefe, die ich von Jakob bekomme. Oh, Alfred, was ist das für ein Mensch!»

Die Mutter kam zurück, und man redete von andern Dingen. Von dem stil- len, guten Sommer hier, von den Arbeiten im Gärtchen, von den Bergen um den See her, vom Rudern und Baden im See. Zuweilen habe sie sich fast ein wenig geschämt, sagte Anna, einfach nur so für sich zu leben und zu arbeiten. Müssiggang habe sie ja nicht getrieben; aber es sei doch ein merkwürdiges Gefühl, wochen- und monatelang von andern Leuten ganz unabhängig zu sein.

«Ja», wandte die Mutter ein. «Es ist mir auch so gegangen. Aber wir sind in unserm Leben lange genug von andern abhängig gewesen, mehr als genug. Ich denke, es ist keine Sünde, wenn wir jetzt auch einmal ein wenig verschauften dürfen.»

XX.

Alfred hatte die Mutter vorsichtig von der Aenderung der Vermögensverhältnisse in Kenntnis gesetzt. Er gab sich dabei Mühe, seine Mitteilungen durch einen Humor zu mildern. Er sagte, als er das gleichsam versteinerte Gesicht seiner Mutter gewahr wurde, sie müsse sich nun auch in die neue Lage wieder finden, wie sie sich ins Geldhaben gefunden habe. Uebrigens wäre es eben doch Annas Geld, und demnach wäre nicht sie, die Mutter, und nicht er, Alfred, zu

bedauern, sondern eben Anna. Aber auch Anna sei bei dem Unglück nicht ganz so schlimm weggekommen, wie es hätte möglich sein können, da ja, wie Anna ihm gesagt habe, noch fünftausend Franken auf der Kantonalbank lägen.

Es hätte auch gar keinen Zweck, sich nun zu hintersinnen, so sei der Welt Lauf : Hinauf und hinab, hinab und hinauf. Und wer in seinem Leben beides erfahren, dürfe zufrieden sein. So plauderte er eine ganze Weile lang, sah verstohlen zu Anna hinüber, und Anna sah zu ihm her. Aber die Mutter machte immer das gleiche Gesicht wie aus Stein und blickte schweigend und wie aus toten Augen vor sich her.

Endlich murmelte sie : « Annas Geld, ja. Ich bin schuld, dass sie es nicht mehr hat. Ich bin schuld. Ich, ich ! »

« Ach, mach dir deswegen jetzt keine Sorgen », sagte Anna. « Wir haben früher auch gelebt, als wir das Geld nicht hatten. Uns geht es allweg noch nicht am schlimmsten. Morgen und übermorgen können wir's, denke ich, noch machen, und nachher wird sich auch wieder ein Weg zeigen. »

Sie sagte das so ruhig, dass die Mutter plötzlich misstrauisch zu werden begann. Ihre Starrheit löste sich, sie sah von einem zum andern. Dann lachte sie.

« Ihr Sackermenten ! » rief sie. « Ihr haltet mich nur zum Narren ! Es ist alles gar nicht wahr ! »

Durch den Anblick solcher Gier ärgerlich geworden, sagte der Sohn kühl . « Doch, Mutter, es ist wahr ! Aber wenn auch ! Nimm dich jetzt ein bisschen zusammen. Wir sind auch noch da, und betteln zu gehen brauchst du nicht, wenn schon das verfluchte Geld beim Teufel ist!»

Nun versank Frau Bosshard von neuem in Schweigen und Starrheit; sie sah aus, als ob man ihr einen Schlag auf den Kopf gegeben hätte.

Dann ging ein Zucken über ihr Gesicht. Sie sprang vom Stuhl auf und schrie ihren Kindern, kochend vor Wut, ins Gesicht : « Ihr seid ein himmeltrauriges Lumpenpack ! Wir haben neunzigtusend Franken verloren, und ihr tut, als ob es ein Dreck wäre ! » Sie ging zur Türe und hinaus, in die Kammer hinauf. Dort schob sie den Riegel vor.

Anna folgte ihr nach einer Weile, und als sie die Türe verschlossen fand, rüttelte sie ein paarmal an der Falle und versuchte, mit ruhigen, zur Vernunft mahnenden Worten, die Mutter zum Oeffnen zu bewegen.

Aber die Mutter tat keinen Wank.

Da ging Anna wieder hinunter und redete mit dem Bruder, was man tun solle.

Alfred sagte : « Es hat ihr einen harren Stoss gegeben. Man muss ihr jetzt ein wenig Ruhe lassen. »

Die Geschwister kamen überein, es sei das beste, die Mutter während der Nacht allein zu lassen, und Anna machte Alfred ein Bett auf dem Stubenboden zurecht. Sie selbst sollte im Zimmerchen des Bruders, oben unterm Dach, schlafen.

Da man zum Plaudern ohnehin nicht aufgelegt war, sagte man einander bald gute Nacht.

Als Anna an der verschlossenen Kammer vorbeikam, hörte sie drinnen die Mutter weinen.

« Gute Nacht, Mutter », rief sie hinein, bekam aber auch jetzt keine Antwort.

Es ist gut, dass sie weinen kann, dachte Anna. Es ist gut, dass ihr Kummer einen Ausweg findet.



„Nun wurde Anna unruhig . . .“

Als sie oben einen Blick aus dem Fenster tat, war das Haus immer noch dicht von Nebel umschlossen; man konnte nichts Besseres tun, als sich schlafen legen, wenn einem nicht ums Singen, ums Lachen und Fröhlichsein im Herzen war. Feucht, kalt und trübe war draussen die Welt. Wohl dem, der nun ein Feuerlein in seinem Innern brennen hatte, sich daran zu erwärmen. Alle Farben waren ausgelöscht, alle hellen Töne verklungen. Man hörte nichts als den schwermütigen Tropfenfall geronnenen Nebels, und irgendwo, man wusste nicht ob nah oder fern, plätscherten die Wellen des Sees müde und kraftlos ans Ufer.

Darum auch drang das Weinen der Mutter Anna nicht tiefer ins Herz ein. Was konnte man an diesem Abend besseres tun als weinen? So traurig machte

einen diese dunkle, sternlose Stunde, so traurig, dass man kaum wusste, lebte man oder war man gestorben.

Schlafen, schlafen, dachte Anna.

Aber Frau Bosshard schlief nicht; sie weinte. Und als sie nicht mehr weinte. öffnete auch sie das Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus, in die todes schwere, lichtlose Dunkelheit. Sie hörte die Nebeltropfen von den Bäumen fallen, sie hörte irgendwo den See sich leise regen. Und die Dunkelheit brach immer mehr über sie herein, und eine grosse Sehnsucht, es möchte noch dunkler, noch viel dunkler um sie werden, erfüllte sie ganz und gar.

Sie wurde von einem unstillbaren Verlangen erfüllt, ihr Herz, ihr Blut, ihre Be gierden und Schmerzen im kühlen Was ser da draussen auszulöschen.

Sie stieg, ohne Schuhe, leise die Treppe hinunter, schob sachte den Riegel an der Haustüre zurück, schritt durch das nasse, kurze Gras des Uferwiesleins, bog hinter dem Hause links ab nach dem Wege, der zum alten Dampfschiffstege hinführte.

Es war nicht weit — schon spürte sie die Bretter unter den Füssen. Es war sehr dunkel, man sah nicht die Spur eines Umrisses. Aber der See regte sich nun ganz nahe, ganz nahe. Da schloss Frau Bosshard die Augen und ging noch ein paar Schritte vorwärts.

Sie fiel ohne einen Laut, wie ein Stein ins Wasser.

* * *

Am Morgen fand Anna das Zimmer offen. Das Bett war schon gemacht. Die Mutter bereitet unten das Frühstück, dachte sie. Aber die Küche war leer und still.

„Da sah er die Mutter liegen . . .“



Alfred schlief noch.

Anna ging vor's Haus, um's Haus herum. Der Nebel lag noch so dicht wie gestern, und nur daran, dass er weniger dunkel schien, merkte man, es müsse jetzt Morgenzeit sein.

Die Mutter war nirgends zu finden. Wo war sie denn ? !

Anna ging wieder in die Kammer hinauf. Sie sah die Schuhe der Mutter unter dem Bette stehen, und neben den Schuhen standen ihre Hausschuhe. Nun wurde Anna unruhig und begann zu rufen.

« Mutter ! . . . » « Mutter ! . . . »

Wo mag sie nur sein ? dachte Anna. Sie wurde ärgerlich und fand, es wäre nun an der Zeit, das Koldern bleiben zu lassen und wieder Vernunft anzunehmen.

Sie ging hinunter.

In der Küche fand sie den Bruder, der sich wusch.

« Guten Tag », sagte er.

Anna gab den Gruss kurz zurück und erzählte Alfred, dass sie die Mutter nirgends finden könne.

Alfred sagte : « Sie wird ins Dorf gegangen sein, um Brot oder etwas zu holen. »

« Nein », sagte Anna, « die Schuhe stehen unterm Bett. »

« Nun, so wird sie eben in den Finken gegangen sein », sagte Alfred.

« Nein, die stehen auch unterm Bett. »

« So ? » sagte Alfred.

Er warf den Waschlappen weg.

« Dann ist da etwas nicht in Ordnung », sagte er. « Wir müssen sie suchen. »



*„Eine herzliche Freude
ergriff ihn . . .“*

« Ja, aber wo ? »

« Hat sie Bekannte im Dorf, zu denen sie vielleicht gegangen sein könnte ? » fragte Alfred.

« Ja, Bekannte hat sie », sagte Anna. « Aber die Schuhe sind doch da ! »

« Ah so. Eben. Das hatte ich wieder vergessen. — Dann ist also ganz sicher etwas nicht in Ordnung. »

Sie gingen nun beide ums Haus herum. Schliesslich ging Alfred, wie von einer Eingebung getrieben, den Weg nach dem Dampfschiffstege.

Auf dem Stege lag eine Haarnadel. Da wusste er alles, ja, er wusste nichts und wusste doch alles, er fühlte sein Herz schwer und bange werden. Und er ging bis an den Rand des Steges und sah unten die Mutter liegen. Sie lag da, das Gesicht der Erde zugekehrt. Ihre Haare bewegten sich aufgelöst hin und her wie feines, goldiges Gras.

Und Alfred ging langsam den nebelverhangenen Weg zurück, nicht aufgewühlt, nicht verzweiflungsvoll, nur unsäglich traurig. Tränen traten ihm in die Augen.

Zu Anna sagte er einfach und herb, ohne Lüge und barmherzige Zurückhaltung : « Ich habe die Mutter gefunden. Sie liegt tot im See draussen. »

Aber Anna war nicht vorbereitet. Sie stiess einen Wehlaut aus und sank zu Boden.

Nur zu, nur immer zu, dachte Bossard, und presste die Lippen zusammen. Einmal wird es genug sein, einmal werden wir hart gehämmert sein, einmal wird wieder Sonne über uns strahlen. Leiden ist bitter, aber Leiden ist gut.

Er bemühte sich um Anna, öffnete ihr das Kleid am Halse, wusch sie mit Wasser und Essig, da kam sie wieder zu

*„Ich habe mich
gestern mit Anna
verlobt . . .“*



sich. Doch alsbald verzog sich ihr Gesicht in Schmerzen.

« Das Kind kommt », sagte sie.

Nur zu, nur immer zu, dachte Bosshard, und der Trotz legte sich wie ein Panzer um seine Seele.

Er führte die Schwester in ihre Kammer und half ihr beim Entkleiden.

Dann sprang er zur nächsten Wirtschaft und telephonierte einen Arzt an. Er gab auf der Strasse einem Knaben einen Franken und hiess ihn nach der Hebamme laufen.

Hierauf eilte er nach Hause zurück.

Anna stöhnte und krümmte sich in den Wehen, welche sie in kurzen Abständen immer heftiger anfielen.

Dann kam der Arzt und bald darauf auch die Wehmutter.

Als der Arzt die Kreissende untersucht

hatte und mitteilte, dass keine Gefahr nahe sei, vielmehr die Geburt seiner Meinung nach in normaler Weise verlaufen und ausserdem noch einige Zeit auf sich warten lassen werde, liess Bosshard die Schwester mit der Hebamme allein und führte den Arzt an den See hinüber, ihm die Ertrunkene zu zeigen.

« Es ist meine Mutter », sagte er. « Sie hat sich heute Nacht das Leben genommen. -- Sie gestatten, Herr Doktor, dass ich Sie ein wenig begleite, um Ihnen einiges begreiflich zu machen. Ich muss übrigens, denke ich, jetzt zum Landjäger. »

Sie gingen. Bosshard erzählte.

« Sie haben da viel Unglück auf einmal », sagte der Arzt. « Es steht nämlich nicht ganz so glänzend um Ihre Schwester, wie ich vorhin sagte. Ich wollte

die junge Frau nicht beunruhigen. Telephonieren Sie mir wieder, wenn die Geburt vorgerückt ist. »

Der Arzt verabschiedete sich, nachdem er Bosshard noch den Weg zum Landjäger gewiesen hatte.

Nur immer zu, dachte Bosshard. Wir müssen aushalten, Schwesterlein.

Bosshard, der Landjäger und zwei Fischer zogen die Tote mit eisernen Widerhaken herauf und legten sie auf den Landungssteg. Hier müsse sie liegen bleiben, sagte der Landjäger, bis das Gericht alles in Augenschein genommen habe.

Man verhüllte die Ertrunkene mit einem Tuche.

Indessen näherte sich der Mittag, und die Nebel lichteten sich, schimmerten leicht vom goldenen Scheine der Sonne.

die langsam durchbrach; wie Rauchwolken stoben die Nebel den See hinab, öffneten kurze Ausblicke auf das grünweiss gekräuselte, heftig bewegte Wasser, auf Wiesen, Wälder und Berge, öffneten Ausblicke hinauf in das tiefe Föhnblau des Himmels.

Und endlich riss der Nebelvorhang ganz entzwei, und man sah über den See hin das andere Ufer in den flammenden Farben des Oktobers wie ein gewaltiges Feuer emporsteigen.

Man sah in ein halbkreisrundes Tal hinein. Links und rechts reckte sich graues Urgestein hoch hinauf, wie die Lehne eines ungeheuren Stuhles schlossen die ragenden Wände das runde Tal rings ein. Es war ein herrlicher Anblick. Es sah aus, als ob Gott gewohnt wäre,



hier sitzend in sinnender Ruhe zu verweilen und seine Werke zu beschauen.

Und als Bosshard dieses grosse, göttliche Bild sah, da zerriss auch in seiner Seele der graue Schleier bitterer Unhoffnung, er öffnete die Lippen, um zu danken und neigte sich in Demut.

Denn er wusste, dass der Kelch nun getrunken sei und der Kampf für einmal bestanden.

Als Bosshard, von einer kleinen Reise zurückkehrend, die er, nachdem für Annas Gesundheit keine Gefahr mehr bestand, doch noch unternommen hatte, den Weg am See entlang ging, um die letzte Ferienwoche hier in dem stillen Häuschen zu verbringen, sah er von weitem zwei Menschen auf sich zukommen, und als sie sich ihm genähert hatten, erkannte er sie: Anna und Hug.

Eine herzliche Freude, den geliebten

Freund wieder zu sehen, ergriff ihn, und, mit dem Hute winkend, grüsste er das Paar.

Er beschleunigte seine Schritte.

« Gott grüss dich, Jakob! » sagte Bosshard.

« Gott grüss dich, Alfred! » sagte Hug.

Dann Bosshard zu Anna: « Und wie geht es dir? »

Anna lächelte nur und sagte: « Jakob ist da. »

« Und dir, wie geht's dir? » fragte Bosshard den Freund.

Hug lächelte. « Ich habe mich gestern mit Anna verlobt », sagte er.

Anna schritt schweigsam neben den Männern her. Sie hatte ein tiefes Leuchten in ihren Augen. Ja, es war nun ein Leuchten, kein Glühen und Fiebern mehr wie früher. Man sah diesen Augen an: Sie waren auf dem Wege zu der reinen Quelle.

E N D E

